

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Bürger Tassendieu.

Novelle von Karl Federn.

Die Marquise von Bretonvillers saß allein in ihrem Salon. Im Erker lag auf dem Fensterbrett ihr winziges Hündchen, das sich zwischen das Glas und die Lehne eines Stuhls gedrängt hatte. Ein leuchtendes Licht fiel auf die Seine, die belebten Brücken, die Hügel von Saint Cloud und all den Dunst von Paris, in dem die Sonne lant.

Im Zimmer war Dämmerung. Die Marquise war eingeblendet; sie erwachte, als der Diener lautlos eintrat und mit leiser und ehrerbietiger Stimme meldete: „Maitre Tassendieu fragt, ob die Frau Marquise ihn zu empfangen geruht?“

Sie nickte. Der Diener zündete die Kerzen in den Wandleuchtern neben einem der hohen Spiegel an, während der Advokat eintrat; in dem halben Licht glitt er mit seinen schweren Schuhen auf dem spiegelfernen Parkett aus. Das Hündchen klappte wie rasend. Mit einer ärgertlichen, fast zornigen Bewegung erhob der Advokat sich aufrecht, schritt auf die Marquise zu und verbeugte sich.

Beim Licht der Kerzen sah sie die Verbeugung und sah den Mann: er war mittelgroß, breitschultrig; er trug einen braunen Frack, keine Perücke; langes schwarzes Haar fiel um den großen Kopf, die starken Züge. Die Marquise machte dem Diener ein Zeichen, der das noch immer lässigste kleine Tier sahste und ihr brachte; sie legte es in den Schoß und sah es in einen weiten Armel, so daß nur das große kleine Köpfchen hervorsah. „Ich habe die Ehre, die Frau Marquise von Bretonvillers zu sprechen? Mein Freund von Turfan hat mich der Frau Marquise empfohlen.“

Die Kerzen flammten auf der anderen Seite auf, und der Advokat sah die Marquise. Sie mochte über fünfzig Jahre alt sein; aber die Haut ihres Gesichtes war rosig unter dem gepuderten Haar, nur vom Alter ein wenig verzogen: Mund und Augen bildeten gegen die Wangen scharfe Ecken. Auf dem Schenkel ruhte ein winziger Fuß, und unter dem weiten grauseiden Kleid war das schlante, wohlgeformte Bein sichtbar.

„Herr von Turfan hat mir von Ihnen gesprochen“, begann sie mit einer Stimme, in der er deutlich die Nadel für die Vertraulichkeit fühlte, mit der er seinen Ausdruck gewählt hatte — während eine Handbewegung ihn zum Sitzen einlud.

„Er wollte selbst zur gleichen Stunde kommen“, sagte der Advokat und sah sich herausfordernd gegen die Spiegel, die feidenen Tapeten, die Wandstuckaturen des weiten Zimmers um, die ihn wider seinen Willen aus der Fassung brachten.

„Er ist jedenfalls noch nicht hier. Aber das tut nichts. Ich wollte Sie kennen lernen. Das Nähere über den Prozeß wird Ihnen Bonnot, mein Sekretär, sagen. Herr von Algire hält meine Sache für verloren, aber Herr von Turfan sagte mir, Sie wären der Mann, schon verlorene Prozesse zu gewinnen.“

Sie sprach die letzten Worte mit liebenswürdigem Lächeln, aber das Gesicht des Advokaten bekam seinen bitteren Ausdruck. „Das hängt von den Richter ab, Frau Marquise“, sagte er, „und die müssen wir vorläufig nehmen, wie — Gott sie uns gibt. Sie werden meine Worte begreifen, gnädige Frau: ich habe Didier verteidigt.“

„Didier —? Ist das der Mann, der das Buch geschrieben hat?“

„Derselbe, gnädige Frau.“

Die Marquise schielte einen Augenblick, dann fragte sie: „Wozu ist er verurteilt worden?“

„Zur Aussperrung, zum Pranger und zur Deportation“, die Stimme des Advokaten zitterte vor Leid und Zorn.

In diesem Augenblick meldete der Diener Herrn von Turfan. Er trat auch sogleich ein, schlant, jung, mit gepudertem Haar, in einem Anzug aus silbergrauer Seide, den gut unter dem Arm; rasch und lächelnd trat er ein, mit annuitigen Schritten ging er auf die Marquise zu und lächelte ihre schlanken, ringgeschmückten Finger. Das Hündchen richtete sich auf ihrem Schoß empor, um seine Hand zu lecken.

„Sie sind schon da, Tassendieu?“ sagte er dann. „Sie haben schon gesprochen?“ Er sah die Marquise fragend an.

Sie antwortete: „Maitre Tassendieu unterhält mich von einem Prozeß, den er geführt hat.“

„Ich sprach von Didier“, sagte Tassendieu knirsch.

Herr von Turfan zog die Brauen

hoch, dann lächelte er wieder. „Ja, mein armer Freund, wenn Bedarfsamkeit Didier retten könnte. Du hättest es getan!“ sagte er leichthin. „Glauben Sie mir, meine Tante, ich rate Ihnen gut — in der Kunst wie für Ihren Prozeß —“

„Für den Prozeß ohne Zweifel“, erwiderte die Marquise, „aber was haben Sie mir für ein Ungetüm von einem Maler geschickt! Er ist in seinem Schlafrock zu mir gekommen, mit einer Pelzmütze und offenem Kragen — es war indessent! Nein, nein, nein, meiner Frau, nein, ich werde den Salon von La Presse malen lassen.“

„Das sind seine Absonderlichkeiten!“ sagte der junge Mann lachend, „es ist ein Narr, gnädige Frau, und seine Manieren sind abscheulich, aber er kann malen, und La Presse kann es nicht!“

„La Presse hat die Dekengemälde für Herrn von Beaumanoir gemalt.“

„Herr von Beaumanoir hat die Götinnen, die er verdient.“

Da unterbrach Tassendieu das Gespräch. „Sie kennen den Präsidenten von Algire, Frau Marquise?“ fragte er.

Sie hatten ihn eine Minute lang fast vergessen; die Marquise hob den Kopf. „Man unterbricht nicht, Maitre Tassendieu“, sagte sie milde. „Herr von Algire und ich sind gute Freunde.“

Wenn der Mann ihr nicht so weitentfernt erschienen wäre, so hätten seine finsternen Augen sie bekommen gemacht, als er mit mühsam verhaltenen Leidenschaft sagte: „Frau Marquise — ich will an Ihrem Prozeß arbeiten, als wenn mein Leben von seinem Ausgang abhängt, wenn Sie dafür mit dem Herrn Präsidenten ein Wort für meinen Freund Didier sprechen wollen!“

Wieder zog Herr von Turfan die Brauen hoch, dann lächelte er wieder und nickte. „Sie sind die Güte selbst, liebe Tante, und Sie werden diese Bitte Maitre Tassendieus gewiß gern erfüllen.“

Die Marquise schielte. Endlich erwiderte sie: „Ich will Ihnen etwas sagen, Monsieur: ich liebe die Bücherschreiber nicht; ich liebe die Leute nicht, die sich um Dinge kümmern, die sie nichts angehen. Wie konnte der Mensch es sich herausnehmen, gegen den Statthalter zu schreiben?“

„Weil der Statthalter die Provinz zur Verzeufung trieb und ein Erenmann wie Auguste Didier dies nicht länger mit ansehen konnte. Die armen Leute waren zum König gegangen, der König hat es — vorgezogen sie nicht zu empfangen.“

„Man kritisiert nicht, was Seine Majestät tut.“ Tassendieu war in einem düstern Eifer geraten. „Dah die Könige nicht kritisiert werden, ist ihr Unglück und das ihrer Untertanen“, sagte er mit einer großen Handbewegung. „So spricht der Chevalier von Mehagan, einer unserer besten Autoren.“

„Ich würde Ihren Autor in die Bastille sperren.“

„Es geht leider nicht, liebe Tante; er ist tot“, bemerkte Herr von Turfan lässig, „aber er gehörte zur besten Gesellschaft.“

„Um so schlimmer für die Gesellschaft. Darum gebe ich niemand mehr hin und will niemanden sehen, den ich nicht kenne.“

„Sie haben von Ihrem Standpunkt vermutlich vollkommen recht, Tante, und zu Tassendieu gewandt: ‚Mein Lieber,‘ sagte er, ‚Du bist im Begriff, Dein Plädoyer für Auguste Didier zu wiederholen. Das wäre nicht am Platze. Die Frau Marquise glaubt an Deine Bedarfsamkeit, und sie wird Dich ihren Prozeß, von dem wirklich sehr viel abhängt, auch ohne diese Probe anvertrauen.“

„In der Tat, mein Herr“, sagte die Marquise wieder verbindlich, „und ich sage auch nicht, daß ich für Ihren Mann nicht sprechen will, obgleich es, wie ich fürchte, kaum etwas nützen wird.“

„Dieser arme Didier hat eine Frau und vier Kinder“, sagte Herr von Turfan.

„Und ich nehme an jedem Unglücklichen Anteil.“ fuhr die Marquise fort, „wiewohl die Erfahrung mich gelehrt hat, daß die Unglücklichen auch immer irgendwie an ihrem Unglück Schuld tragen. Der Mann hätte an Frau und Kinder denken und schweigen sollen! Du auch, Dodo!“

Das Hündchen, das geschlummert hatte, war erwacht und klaffte wieder. „Es ist vollkommen lächerlich, wie heute jeder über alles mitreden will, die Staatsgeschäfte, die Literatur, die Religion selbst. Jede Sache muß den Berufenen überlassen bleiben, und sehr viele Dinge dürfen überhaupt nicht erörtert werden.“

Tassendieu sah schwer auf seinem

Stuhl und sah vor sich hin. Das Licht der Kerzen strahlte aus allen Spiegeln. Er nickte, scheinbar zustimmend, und erwiderte nichts.

Herr von Turfan war aufgestanden. „Die Frage ist immer nur, wer die Berufenen sind — nicht wahr?“ sagte er leichthin. „Un Sie es, gnädige Frau, sprechen Sie mit dem Herrn Präsidenten. Und wir sprechen morgen mit Bonnot.“

Auch Tassendieu stand auf. Das Hündchen klaffte ihn boshaft an. Ein Diener trat ein, der das kleine Tier der Marquise abnahm und hinaus-trug. Ein anderer öffnete die Türen. Tassendieu verbeugte sich und ging; wieder trat er auf dem Parkett beinahe gefallen. Turfan erfaßte ihn am Arm. „Ich nehme Dich mit“, sagte er. „Aber in der Tür lehre er um, ging ins Zimmer zurück und sah die Marquise mit einem resigniert fragenden Lächeln an.“

„Sie bringen mir die unmöglichsten Menschen“, sagte sie.

„Zu gutem Zweck, gnädige Frau.“ „Sie wollen sagen: Man muß bißige Hunde verwenden, um gefährliches Gut zu schützen?“ Turfan nickte. „Aber wie können Sie sich einem Menschen gefalzen, sich ‚Ihren Freund‘ zu nennen? Sie sehen sich zur Kanaille herab, mein Lieber.“

„Verzeihen Sie, Tante.“ „Sie werden sehen, wohin das führt!“

„Ihren Prozeß zu gewinnen.“ „Gut, gut. Er soll ihn übernehmen. Aber ich will ihn nicht sehen. Ich würde ihm keine Rosen an den Kopf werfen.“

„Darin haben Sie recht, Tante.“ Er tüte ihr nochmals die Hand, ging lächelnd durch die spiegelfernen Zimmer und stieg die Treppe hinab.

Ein Bogengang mit zierlichen Säulen umgab den von zwei Laternen trüb erleuchteten Hof. Turfan mit vier Pferden gespannte Kutsche hielt vor der Treppe. Der Diener öffnete den Schlag. Tassendieu, der auf ihn gewartet hatte, stieg mit ihm ein, und die Kutsche, die der Kutscher mit Mühe zurückhielt, stampfte durch den Torweg in die dunkle Straße hinaus.

„Bist Du den Prozeß übernehmen?“ fragte Turfan, während sie durch das abendlich belebte Paris flogen.

„Ja“, sagte Tassendieu. „Ich danke Dir. — Teufel!“ fuhr er fort, „weshalb nimmst du nicht, kann mir gleichgültig sein; ich kann die Dede neu malen lassen. Aber von dem Prozeß hängt viel ab.“

„Ich werde ihn führen. Ob ich ihn gewinne, werden wir sehen!“

Sie schweigten eine Zeit. Der Wagen raste über eine Brücke. „Und was denkst Du sonst?“ fragte Turfan.

„Sonst? Was ich denke? Ich kenne sie ja. Sie haben keinen Begriff vom Recht und diktieren das Recht.“

Sie kennen die Menschen und ihr blutiges Gemüth, sie ahnen nicht, was nützlich und schädlich ist, und sie haben die höchsten Stellen im Staat und in der Verwaltung. Sie verstehen nichts gründlich, und sie entscheiden über die Schicksale und die Arbeiten von Künftigen und Gelehrten. Sie verwenden das Geld auf die eitelsten Dinge, und sie haben allen Reichtum. Was können sie, als sich gut kleiden und bewegen? Sie sind das Ballet der Menschheit, und anstatt sie zu beklaffen und zu verachten, läßt man sie gebieten. Sie sind überflüssig; man kann sie nicht ändern; man kann nicht einmal mit ihnen diskutieren; man kann ihnen nur den Kopf abhauen.“

Herr von Turfan, der weich in den Reifen des Wagens lag, lächelte. „Den Kopf abhauen, ist das nicht ein starkes Mittel, mein Freund?“

„Aber Tassendieu lächelte nicht.“

Bonnot, der Sekretär der Marquise, ein uralter kleiner Mann, sprach ihr anfangs mit Mißtrauen und Abneigung von dem Advokaten, den Herr von Turfan zu ihm gebracht hatte, und zuletzt mit besserer Bemüherung. Aber in den vier Jahren, in denen er den Prozeß führte und gewann, sah er die Marquise nicht ein einziges Mal. Seine Rechnungen wurden stets ohne jede Bemänglung bezahlt.

Dann waren die Anwesen in Paris ausgebrochen, und eines Tages, da die Marquise von Versailles zurückkam, hatten Leute in die Fenster ihres Wagens geschrien und Steine nach ihrem Kutscher geworfen. Da verlieh sie entrüstet die Stadt und zog sich aufs Land zurück.

„Sie erlaube nicht, daß eine Zeitung in die Haus kam, und verbot ihren Leuten strenge, von den ungebührlichen Vorgängen in Frankreich zu ihr zu sprechen. Als ihr Kammerdiener einmal zitternd, während er ihr die Schokolade reichte, eine Bar-

nung versuchte, von schrecklichen Dingen erzählen wollte, wurde er auf der Stelle entlassen. Sie wollte nichts hören, bis die Ordnung wiederhergestellt war.“

Eines Morgens wurde sie durch Glockenläuten geweckt, wildes, anhaltendes Lärmen von den Ritzierräumen, während der zarte Ton des silbernen Glöckchens auf ihrem Nachttisch unbeschädigt in den weiten Zimmern des Schlosses verhallte. Dann hörte sie Schüsse fallen; irgendetwas in der nächsten Nähe prasselte Raß und Steine nieder. Es konnte kein Traum sein. Charles, ihr neuer Kammerdiener, kam, ohne anzuklopfen, in ihr Schlafzimmer! Aber das war nicht Charles, das waren fremde, wilde Gesichter und läbliche Häufte, die die alte Dame aus dem Bette gegerri hielten, wäre nicht einer in schäbiger Uniform, aber mit entschlossenen Zügen eingetreten, der den Leuten wehrte, und sie aufstehen und sich ankleiden ließ.

Zwischen den Bajonetten zerlumpter Soldaten war sie ins Dorf und in einem schlechten Wagen bis Paris gekommen. An jeder Station hatten ihr Betrunkene Schimpfreden und Drohungen in den Wangen gerufen. Erst im Gefängnis fand sie wohlgestellte Menschen und gestittete Manieren wieder. Aber sie sah mit vom Alter verzogenem Gesicht da und sprach nichts. Die meiste Zeit war sie damit beschäftigt, vor dem schlechten Spiegel mit zitternden Händen ihr graues Haar zur hohen Frisur zu ordnen, die nie gelingen wollte, die graueordneten Wangen zu schminken und die Kleider auf dem schlotternden Korsett recht sitzen zu machen. Ohne Kammerfrau war alles so schwer.

Aber sie zitterte nicht, als sie, von einer wüsten, johlenden Menge umgeben, vor den schiefgeleiteten Richtern stand. Rings um sie rote Mühen, Pliten, Schmutz, Branntweindunst, blutbefleckte Kleider, gierige, hahnenfüllte Gesichter. Es wurden nur wenige Fragen an sie gestellt, und ihren Antworten folgte Brüllen und höhnisches Lachen. In der Nähe des Vorkisenden stand ein Mann in langem braunen Rod und Schaffstiefeln, einen Degen umgeschnallt und eine blauweißrote Schärpe um den Leib. Aus der um den Hals gewickelten schwarzen Binde stieg zwischen zwei zerknitterten weichen Krageenden ein breites, finsternes Gesicht; unter dem riesigen Kolardenhut hing schwarze Haarsträhne herab; die bunten Augen waren unterwärtig auf die Marquise gerichtet. Als eine kurze Pause eintrat, weil ein Beweisstück in den Akten nicht zur Stelle war, sah sie ihn an: sie wußte nicht, woher sie das Gesicht kannte. Er sprach jeht mit dem Vorkisenden. Die Menge wurde unruhig. Der Vorkisende klingelte. „Der Zeuge, Bürger Tassendieu!“ sagte er laut.

Da erkannte sie den Advokaten, der vor acht Jahren in ihrem Salon gesessen und ihren Prozeß gewonnen hatte. Sie erkannte auch die tiefe, eindringliche Rednerstimme wieder, als er sagte, daß er sie persönlich gekannt, daß sie das Urteil gegen Didier gutgeheißen“, rief er, mit der Faust auf den Gerichtstisch schlagend. „Auguste Didier, der ausgespißt und deponiert wurde, weil er sich eures Gemüths angenommen. Erinnert Ihr euch? Einfältig, kenntnislos, vom Dünkel eines gutgekleideten Weibes aufgeblasen, sagte sie, daß Leute, die die Regierung kritisieren, in die Bastille gehören, nicht einmal das Sprechen wollte sie uns Republikanern gestatten. Genügt das?“

Die Menge tobte. Die Jury erkannte ohne Beratung und einstimmig auf den Tod. Die Marquise judgte einmal zusammen, dann stand sie wieder starr aufrecht. Die Wachen sollten sie abführen, aber eine Handbewegung Tassendieus, der indes seinen Sitz auf der Geschworenenbank eingenommen hatte, hielt sie zurück.

Ein junger, einfach und gut gekleideter Mann mit blondem Haar wurde vorgelassen. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden. Da er sich erregt umschau, fiel sein Blick auf die Marquise, und er verbeugte sich. Sie erkannte ihren Neffen. Er lächelte jeht nicht; er sprach sehr heftig. Er stellte jede Schuld in Abrede. Er sei immer für das Recht und die Freiheit gewesen. „Der, dieser Mann kann es bezagen“, rief er, auf Tassendieu weisend.

Der Bürger Tassendieu ist Geschworener und kann in Deinem Prozeß nicht Zeuge sein. Bürger Turfan“, sagte der Vorkisende. „Wenn er Deinen Fall kennt, um so besser für Dich.“

Der Prozeß ging schnell vorwärts. Der Angeklagte hatte Anordnungen des Nationalkonvents erhalten. Tassendieu gab als erster unter den Ge-

schworenen seine Stimme ab. „Schuldig“, sagte er.

Turfan sah ihn starr und bleich an. Als das gleiche Wort von allen Lippen gefallen war, stand Tassendieu auf und schloß ihn in seine Arme. „Ich liebe Dich“, sagte er, „und werde Dich immer lieben. Aber die Re-publikt geht vor. Du kennst die Re-publikt und die Gleichheit nicht ver- stehen. Ich opfere Dich ihr, lebe wohl!“

Wider Jubel brach aus der Menge.

Die Marquise und ihr Neffe wurden nach der Conciergerie gebracht. Sie haben es gewollt, mein Neffe“, sagte sie zu ihm, „aber Sie werden nun wenigstens einsehen, daß ich recht hatte.“ — Dann sprach sie kein Wort mehr.

Das Rendez-vous.

Humoreske von Jean Zullien.

Das kleine malvenfarbene, nach Parfüm duftende Briefblatt lag noch vor mir auf dem Schreibtisch.

Es verfiel sich von selbst, daß man anonyme Briefe ungeschaffen in den Papierkorb wirft, wie der Anstand es uns vorschreibt. Und doch zwingt uns wenige Augenblicke darauf unser Gefühl, das zerritterte Blatt wieder aufzunehmen, sorgfältig zu glätten und Wort für Wort zu lesen. Die geheimnisvolle Macht des Unbekannten hat uns gepackt und läßt uns nicht los.

Die kurzen Worte, die das duftende Blatt enthielt, vertieten eine weibliche Hand. Mit launisch tangenden Buchstaben stand da geschrieben: „Heute abend sieben Uhr Postamt K.“

Welche meiner Bekannten konnte mir abends um sieben Uhr ein Stellbigein mitten auf dem Boulevard geben? Ich überdachte im Fluge noch einmal alle meine Bekannthesen der letzten Monate. Aber ich wurde mir keiner Schuld gegen irgend eine meiner Bekannten bewußt. Troghem unterlag es keinem Zweifel, daß die Schreiblerin des Briefchens ihren Namen genannt hätte, wenn sie den Zweck des Rendezvous erkennen lassen wollte. — Abermals knitterte ich das Briefblatt zusammen und warf es wieder in den Papierkorb.

Einige Stunden später erlappte ich mich doch wieder beim eingehenden Studium des anonymen Briefes. — Plötzlich tippte ich mich bezeichnend mit dem Finger an die Stirn — wie hoch ich nur die einzige Möglichkeit bisher außer acht lassen können? Die Schreiblerin konnte ja niemand anders als eine Dame sein, die mich in irgend einer der zahlreichen Gesellschaften kennen gelernt hatte und auf diesem Wege nun meine nähere Bekannthschaft machen wollte. Im Getriebe auf dem Boulevard aber war sie sicher, keinen Ugelegenheiten bei der Annäherung ausgefetzt zu sein. Schlaun waren doch diese Welt Damen!

Meine Eigerliebe war gerührt, mein Entschluß gefestigt. Ich machte auf das sorgfältigste Toilette, ging zum Friseur und langte noch vor der festgesetzten Stunde am Postamt des Boulevard an. Vom ersten Augenblick an nahm ich alle Gefährte: Autos, Droschkcn und Privatwagen, scharf auf Korn. Helt einer der Wagen, so näherte ich mich unauffällig, gewärtig des Wintes einer jarten, elegant behandschuhlen Hand.

In diesem Gemüth der Auf- und Abwandelnden, der vorkisenden und weiterrollenden Wagen, dem Öffnen und Schließen der Türen fürchtete: ich jeden Augenblick von Bekannten aufgehoben zu werden. — Richtig, da kam auch gerade Bachelin auf das Postamt zu. Ich hatte knapp Zeit, mich hinter einen Zeitungstisch zu verbergen. Bachelin, ein ehemaliger Studiengenosse, der es zu nichts gebracht hatte, hielt mich stets fest, wenn er irgendwo meiner habhaft werden konnte, um mich mit der unumwundenen Erzählung seines verfehlten Lebens zu langweilen und schließlich anzu-ppen. Seit Monaten wußte ich ihm darum aus und ließ mich verleugnen, wenn er mich suchte.

Ein elegantes Auto kaufte in dem Augenblick heran, als Bachelin das Postamt verließ. Ich konnte ihm nicht mehr entweichen.

„Guten Abend, alter Freund“, rief er mir unangenehm laut entgegen. „Welch glücklicher Zufall! Ich und endlich einmal wieder zusammen? Du stanierst hier — ich auch; bummeln wir ein wenig miteinander!“

„Unmöglich, ich erwarte jeman-

den!“

„Wo, mein Lieber, kann mir denn sein, wenn Du erwachst! — Du bist eben ein Glückspilz; — ich aber ein

Bachvogel! — Sag mal, könntest Du nicht einen der blauen Lappen, die Du sicherlich zum Verzuzen mit Deiner Dame zu Dir gesteckt hast, mir überlassen?“

„Mein Bester, ich verifiziere Dich, daß ...“

„Du würdest mir aus einer so edelichen Verlegenheit helfen. In acht Tagen erhältst Du das Geld zurück.“

„Das Auto hielt; — kein Zweifel! Meine Unbekannte, erwarlete mich!

— Was sollt ich nun? Bachelin ließ mich nicht locker, und um ihn auf rascheste Weise los zu werden, mußte ich in den sauren Apfel beißen. Ich griff in die Tasche und reichte ihm einen Hundertfrancschein. Und ohne seinen Dank abzuwarten, stürzte ich auf das Auto zu.“

Es war leer.

Der Chauffeur hatte aber ger- ihren Auftrag. Er jagte sich dis- tret zu mir heran:

„Belieben der Herr eine Fahrt durch das Bois zu unternehmen? Meine

Herr, hast erwartet mich erst später!“ Mit einem unter-rückten Fluch a- gen Bachelin, der meine Aufmerk- samkeit abgelenkt hatte, nahm ich eine Beobachtung wieder auf. Zwan- zig Schritte nach rechts, zwan- zig nach links spozierte ich auf dem Bier- verstieg hin und h-r. Stets wußte ich, meine Unbekannte müßte auf der Seite erscheinen, der ich, just den Rücken wandte. Der Zeiger der großen Uhr am Bankgebäude gegenüber wies auf halb acht. Das Postamt le-le sich; die Waagen farsten vor- über, ohne anzuhalten.

Wenn die Dame nicht etwa „j dem Postamt nicht erwartete? Dar- an hatte ich noch nicht gedacht!“

„Ich ist irrt ich ein und Luste e-: Markt. Niemand zu erblicken.“

Vielleicht war sie gerade in diesem Augenblick draußen vorü- gegen- gen?“

Nachdem ich bis ein Viertel vor acht auf und ab-wandert war, be- schlöß ich, das Warten aufzugeben. Der Zeit-naschhülle- dem ich für- siche Feuerblätter schon abgelaust hatte, begann mich mit spöttischen Blicken zu messen. Und zwei Poli- zisten umkreisten mich in Ermange- lung anderer auffälliger Personen bereits seit einer geräumten Weile.

Doch — so überlege ich — eine Dame, wie die Unbekannte der Schreib-lerin, läßt nicht vergeblich auf sich warten. Ich halte sie gewiß in dem Menschengemüth verhehlt!

Warum erwartete ich ihr Erschei- nen auch nicht von der Terrasse des angrenzenden Cafes aus? — Ja, die guten Gedanken kommen einem inner- wenn's zu spät ist! Tausend Nichtigkeiten, sie verfehlt zu haben, durchzuckten mein Hirn, bis mir nach raslosem Grübeln der Gedanke kam, der zu nahe lag, als daß ich ihn hätte sofort lassen können. Natürlich, das war's! Meine schöne Unbekannte war im letzten Moment verhehrt, das Rendezvous inne zu halten!

Ein unerwarteter Besuch, eine Einladung; irgendetwas hatte sie am Erscheinen verhindert. Die Da- men der eleganten Welt sind ja so vielseitig in Anspruch genommen. Ich würde gewiß zu Hause ein Tele- gramm vorfinden, das mich über ihr Ausbleiben aufflärt!

Und anstatt, wie ich zuerst vorge- habt, meine Verstimung über die Enttäuschung in irgend einem Bar- eck zu zerstreuen, wandte ich mich heimwärts.

Im Hausflur überreichte mir der Portier einen Brief, den ein Bote sogleich abgegeben hatte.

Der Umschlag war von der gleichen Art wie der des geheimnisvollen Bils- letts am Morgen. Ich widerstand der Versuchung, das Briefchen auf der Treppe zu öffnen.

Mit allen Sinnen genoh ich mit- ansehung, während ich das duftende Blattte gefallos in der Hand hielt, das süße Gefühl, sich geliebt zu wis- sen.

Was würde die Schöne mit zu sa- gen haben? Welchen Erfah hat sie mir für das entgangene erste Stell- bichein?

In meinem Zimmer angelant, rth ich mit nervöser Hast den Umschlag ab. Ein Zettel fiel heraus, der nichts als die Worte enthielt:

„Besten Dank für das pünktli- che Erscheinen zum Rendezvous und für die 100 Francs.“

Bachelin!

Ich war dem Buchen aufgefessen. Es gibt kein schenlicheres Gefühl, als die Gewißheit, einmal der ganz Tume gewesen zu sein. Und dazu noch die Ironie dessen, der sich für so viel klüger hielt. Ich hätte Bachelin quillatinieren mögen. Noch zwei Tagen war ich dem Spießhau- nicht mehr böse und amüßerte mich selbst über seine Findigkeit.